

Friederike Nehr Korn

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Indonesien/ Kalimantan

vom 13. November bis 24. Dezember 2012

Das schmutzige Geschäft mit dem sauberen Öl – Palmölplantagen in Kalimantan

Von Friederike Nehr Korn

Kalimantan, vom 13. November bis 24. Dezember 2012



Inhalt

1. Zur Person	507
2. Indonesien – die Milchstraße des Meeres	507
2.1 Ins Land der Flüsse, des Goldes und der Diamanten	508
2.2 Das wahre Gold Kalimantans	509
3. Grenzgänge – auf nach Derawan	510
3.1 Derawan – Pyjama Island	511
4. Kalimantan Timur - Unterwegs mit Fidi	513
5. Palmölplantagen so weit das Auge reicht	517
5.1 Palmöl lohnt sich – doch der Preis ist hoch	519
6. Mister Nokia – Connecting People	520
7. Gunung Palung National Park	521
7.1 Auf ins Camp	523
7.2 Die Waldmenschen von Borneo	524
7.3 Sepilok – Orang-Utan Rehabilitation Centre	526
8. Dayak – die indigenen Völker Borneos	527
8.1 Alexander Mering – die Stimme der Dayak	529
8.2 Loncek Village – David gegen Goliath	530
8.3 Kautschuk gegen Ölpalme	532
9. WALHI und Co – viele NGOs und wenig Erfolg	533
	503

9.1 RSPO – Etikettenschwindel oder Hoffnungsschimmer?	535
9.2 Der WWF – das Image bröckelt	537
10. Weltklima in Gefahr	538
11. Schlussbetrachtung	538
12. Danksagung	539

1. Zur Person

Der Held meiner Kindheit hieß Indiana Jones. Egal ob in undurchdringlichen Urwäldern, mystischen Tempelanlagen oder todbringenden Wüsten, Dr. Jones bewegt sich in den exotischsten Ländern und Kulturen mit einer derartigen Leichtigkeit, die mir schon als Achtjährige imponierte. Nichts lag deshalb als Berufswunsch näher, als selber „Forscherin“ zu werden und ferne Länder zu entdecken.

Nach meinem Abitur in Hannover im Jahr 2000 stürzte ich mich auch direkt in mein erstes kleines Abenteuer, das mich in Form einer langen Rucksackreise nach Neuseeland führte; daran schloss ich ein Studienjahr im andalusischen Málaga an, um dann letztendlich in Marburg fremdsprachliche Literaturwissenschaften und Medienwissenschaften ergänzend zu studieren. Mit der nötigen Reife habe ich hier meine „Forschungen“ vorerst auf die Übersetzung spanischer und englischer Schriften beschränkt und auch meine Liebe zu Funk und Fernsehen entdeckt.

Nach einem Praktikum bei der ZDF-Talkshow Johannes B. Kerner in Hamburg zog es mich 2008 in die Medienmetropole Köln. Hier absolvierte ich ein TV-Volontariat, arbeitete anschließend als freie Autorin und realisiere seit 2012 in Festanstellung bei einer Fernsehproduktionsfirma Formate für das öffentlich-rechtliche, wie auch das Privatfernsehen. Mein Job ist toll, ich lerne viele spannende Menschen kennen, drehe sogar in fernen Ländern wie Kuba oder Thailand - jedoch überkommt mich hin und wieder ein Kribbeln und mir flüstert eine kleine Stimme ins Ohr: Hinaus in die Welt, wie Indiana Jones!

Nun gibt es 2012 weitaus weniger unberührte Orte, von der Globalisierung verschonte Völker und vom Tourismus unentdeckte Ecken, als wohl noch zu den Hochzeiten meines Hollywood-Helden. Vielleicht reizte mich auch deshalb Kalimantan. Schon der Name klingt wie ein wunderbares Versprechen von Abenteuer. Und sechs Wochen lang habe ich hier mein Abenteuer gelebt – auf den Spuren der Palmölindustrie im indonesischen Teil Borneos.

2. Indonesien – die Milchstraße des Meeres

Wo bitte fliegst du hin? Kaliman- was? Diese Frage musste ich in den letzten Wochen vor meiner Abreise häufiger beantworten. Kalimantan ist der Name für den indonesischen Teil der Insel Borneo. Die Republik Indonesien, die flächenmäßig etwa fünfeinhalb Mal so groß ist wie Deutschland, wird treffenderweise auch „Milchstraße des Meeres“ genannt: Knapp 13.700 Inseln zählen zu der Republik, von denen allerdings nur ca. 930 be-

wohnt sind. Die Hauptinseln sind Sumatra, Java, Borneo, Sulawesi und Neuguinea. Insgesamt leben rund 238 Millionen Menschen in Indonesien – nach Kopffzahl der viertgrößte Staat der Welt. Knapp 360 unterschiedliche Völker sind auf den indonesischen Inseln heimisch, was das Land zu einem der ethnisch vielfältigsten der Erde macht.

Unter dem Namen „Niederländisch Indien“ unterstand Indonesien bereits ab dem 16. Jahrhundert der niederländischen Ostindien-Kompanie bzw. dem Herrschaftsbereich der holländischen Krone, unter dessen Regierungsgewalt das Archipel auch bis ins 20. Jahrhundert hinein verblieb. 1949 hat Indonesien die Unabhängigkeit von der holländischen Krone erlangt und ist heute eine Präsidialrepublik mit einem Mehrparteiensystem. Erst seit den Wahlen im Jahr 2004 wird Indonesien von der Weltöffentlichkeit als demokratischer Staat anerkannt. Aktuelles Staatsoberhaupt und Regierungschef ist Präsident Susilo Bambang Yudhoyono.

Im Jahr 2012 betrug das Bruttoinlandsprodukt 3.797 US-Dollar pro Kopf. Etwa ein Viertel der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze. Fast die Hälfte aller Beschäftigten ist in der Landwirtschaft tätig. Eine Vielzahl multinationaler Unternehmen nutzt den Reichtum an natürlichen Bodenschätzen des Landes. Eines der Hauptprodukte der Landwirtschaft Indonesiens ist nach Reis und Mais das Palmöl, dessen Nachfrage und demnach auch Anbaugebiet stetig wächst.

2.1 Ins Land der Flüsse, des Goldes und der Diamanten

Kalimantan ist kein Urlaubsziel, generell gibt es über die größte Insel des Malaiischen Archipels nur einen einzigen Reiseführer, der ausschließlich in englischer Sprache erhältlich ist. Im Norden der riesigen Insel schmiegen sich die beiden malaysischen Bundesstaaten Sarawak und Sabah an die Grenze, die Borneo von Ost nach West durchläuft. Zwischen ihnen befindet sich das kleine Sultanat Brunei, das durch seine reichen Ölvorkommen internationale Bekanntheit erlangt hat.

Kalimantan, das Land der Flüsse (Kali), des Goldes (Mas) und der Diamanten (Intan), ist unterteilt in vier Provinzen. Im Herzen der Insel – in Kalimantan Central – türmt sich eine hohe Gebirgskette auf, die im Süden in eine sanfte Hügellandschaft übergeht und in einer weiten Ebene im mangrovenbewachsenen Schwemmland der Küste ausläuft. Es gibt keine wirklichen Straßen, wer Kalimantan von Ost nach West durchqueren will, ist auf den Luftweg angewiesen. Sieben gewaltige Flüsse fließen vom zentralen Schwaner-Müller-Gebirge im Herzen Borneos nach Süden, die während ihrer Reise immer mehr an Wildheit verlieren und letztendlich als trübe,

gigantische Ströme das Meer erreichen. Die Flüsse gelten als Lebenselixier der Einwohner und werden als Hauptverkehrswege genutzt. Im fast undurchdringlichen Inland haben sich indigene Stämme angesiedelt, die unter dem Sammelbegriff „Dayak“ bekannt sind.

Der Großteil der malaiischen Mischbevölkerung lebt an den Flussmündungen und an der Küste. Die größeren Städte werden von einer chinesischstämmigen Bevölkerungsgruppe dominiert, die bereits seit dem 15. Jahrhundert in Kalimantan heimisch ist.

Mein Abenteuer beginnt im Nordosten Borneos – um genau zu sein in der malaiischen Grenzstadt Tawau. Denn nur hier ist es für Ausländer möglich, für den Land- oder Seeweg ein Visum für Kalimantan zu beantragen. Zwei mehrstündige Aufenthalte im überfüllten indonesischen Open-Air Konsulat, ein Fototermin und vier Stempel später werde ich endlich über Lautsprecher ausgerufen und darf mir unter den Blicken und dem Gekicher der knapp 250 wartenden Indonesier mein Reisevisum am Schalter abholen. Nun kann es also losgehen nach Kalimantan Timur – auf den Spuren der Palmölindustrie.

2.2 Das wahre Gold Kalimantans

Indonesien gehört nach Amazonas und dem Kongobecken zu den Gebieten mit den größten zusammenhängenden Tropenwäldern der Erde und gilt somit als einer der wichtigsten globalen Kohlenstoffspeicher. Der außergewöhnliche Reichtum an Arten aus der Tier- und Pflanzenwelt macht den Archipel zu einem der weltweit bedeutendsten Zentren für Artenvielfalt. Orang-Utan, Nasenaffe oder Borneonashorn sind nur drei Säugetierarten von 35, die es ausschließlich auf dieser einen Insel gibt. Leider schrumpft der natürlich gewachsene Regenwald und mit ihm der Lebensraum für Mensch und Tier tagtäglich, um Platz für landwirtschaftliches Anbaugelände zu schaffen. Auf den so entwaldeten Flächen entstehen zunehmend Palmölplantagen. Fast 90 Prozent des weltweit produzierten Palmöls stammen heute aus Indonesien und Malaysia.

Mitte des 19. Jahrhunderts war Borneo noch fast vollständig bewaldet, inzwischen sind nur noch knapp 50 Prozent von Regenwald bedeckt. Pro Tag verschwindet hier der Wald in der Größenordnung von 4.600 Fußballfeldern durch Abholzung und Brandrodung, um Platz zu schaffen für die anschließende Umwandlung in landwirtschaftliche Nutzflächen. Gut 9,4 Millionen Hektar der Landesfläche Indonesiens sind bereits den Ölpalmen-Plantagen zum Opfer gefallen – eine Palmenart, die eigentlich im fernen Afrika heimisch ist. Pro Jahr kommen derzeit ca. 600.000 Hektar Palmölplantagen hinzu, ein richtiger Boom, und kein Ende scheint in Sicht.

Doch wofür wird Palmöl eigentlich gebraucht? Die Früchte der Ölpalme sind sehr fetthaltig. Das aus ihnen gewonnene Öl enthält viele gesättigte Fettsäuren und wird deshalb gerne in der Lebensmittel- und Kosmetikindustrie verwendet. Hier ist es bis heute wichtiger Grundstoff für Schokolade, Tiefkühlprodukte, Frittierfett, Beautyprodukte und Waschmittel. Das preiswerte Fett findet hierzulande Verwendung als Zutat in Markenartikeln von Firmen wie z. B. Langnese, Nestlé, Dr. Oetker oder Knorr. Doch seit einigen Jahren sorgt auch die massive Nachfrage nach Agrartreibstoffen für Hochkonjunktur: Das pflanzliche Öl, für dessen Produktion die Urwälder auf Borneo abgebrannt bzw. abgeholzt werden, fließt in Europa ironischerweise als Biotreibstoff in Auto- und Flugzeugtanks.

Nicht nur Flora und Fauna Borneos leiden unter der Situation. Auch verlieren Millionen Menschen durch Landraub ihren Lebensraum, werden ausgebeutet und in ihren Existenzen bedroht. Traditionelle Landrechte sind in Indonesien nie entwickelt worden, und die Regierung geht prinzipiell davon aus, dass die meisten Indigenen auf Regierungsland leben. Das vereinfacht natürlich die oftmals gewaltsame Umsiedlung der betroffenen Völkergruppen, um neue Flächen für die Plantagenpflanzung freizugeben.

Das wahre Gold Kalimantans - der echte Schatz der Tropeninsel - ist der atemberaubende primäre Regenwald, der unzähligen einmaligen Tieren und Pflanzen den für sie existenziellen Lebensraum bietet, ein Zuhause für die noch eng mit der Natur verbundenen Dayak-Stämme darstellt und nicht zuletzt als grüne Lunge unseres Planeten das Weltklima maßgeblich beeinflusst.

3. Grenzgänge – auf nach Derawan

Ich habe es eilig, vom wuseligen Konsulat am Stadtrand zum Hafen im Zentrum der malaiischen Küstenstadt Tawau zu gelangen. In nur zwei Stunden wird mein Boot ablegen, das mich über die Landesgrenze nach Kalimantan bringen soll. Das Erste von drei Schiffen, die ich an diesem Tag noch benötigen werde.

Wie aus dem Nichts nähert sich unter Hupen ein windig aussehender Minibus und stoppt ganz selbstverständlich an einer für mein Auge nicht auszumachenden Haltestelle. Schon bin ich an Bord und die Fahrt geht los. In dem voll beladenen Bus gibt es nicht wie üblich einen Mittelgang, sondern lediglich durchgehende Sitzbänke, die bemessen an der Durchschnittsgröße der hiesigen Passagiere dicht an dicht hintereinander in die rostige Bodenplatte des winzigen Busses geschraubt sind. Praktischerweise fehlt pro Bank jeweils die Rückenlehne des Mittelplatzes. So lassen sich mit einem beherzten Schritt bei freilich stets eingezogenem Kopf auch die weiter hinten lie-

genden Reihen des Vehikels erreichen. Ich plumpse auf ein paar knarrende Sprungfedern, die von einem Fetzen Stoff gerade eben so zusammengehalten werden. Mein Sitznachbar lächelt mich freundlich an und gewährt mir so einen Blick auf seine verbliebenen drei Zähne.

Gleich treffe ich Ellen. Wir sind uns durch eine glückliche Fügung am Vortag begegnet und haben spontan beschlossen, einen Teil meiner Etappe gemeinsam zu reisen. Ellen ist 27 Jahre alt, chinesisch stämmige Indonesierin und lebt mit ihrer Familie an der Westküste Kalimantans. Ihr Vater arbeitet als erfolgreicher Bauplaner auf den großen Palmölplantagen im Herzen Borneos. Ihre Familie ist wohlhabend, bedient die richtigen Schalthebel und kann so im kalimantanschen Palmölbusiness gutes Geld verdienen.

Wie verabredet steht meine neue Freundin mit den Bootstickets am Pier bereit und winkt mir strahlend zu. Unser Schiffchen ist eine groß geratene Nussschale, auf dem bereits eifriges Treiben herrscht. Auf Deck werden Hühner, Palmwedel, Tüten und Taschen verstaut, während sich eine für die geringe Größe des Bootes unverhältnismäßig große Zahl an Passagieren unter Deck begibt. Der Pier platzt aus allen Nähten: Menschen, Boote, Karren und Mopeds stapeln sich quasi übereinander. So müssen Ellen und ich auch über drei Boote klettern, um zu unserer Nussschale zu gelangen, die aus Platzmangel in vierter Reihe vertäut ist. Nach vier Stunden Fahrt auf harten Holzplanken, vorbei an mangrovenbewachsenen Ufern und verwunschenen kleinen Inseln, klettern wir im indonesischen Tarakan auf ein weiteres Boot, welches uns in entschleunigtem Tempo die Flussmündung des Kayan River hinauffährt. In einem kleinen Dorf am Ufer geht es weiter mit einem Auto, das uns drei unendlich erscheinende Stunden über eine marode Schlaglochpiste zum nächsten Boot in Tanjungbatu transportiert. Im Speedboat, das lediglich Platz für fünf Personen hat, weht uns die frische Meeresluft um die Nase, während wir die Sulawesisee durchpflügen; fliegende Fische, die unser Boot begleiten, glitzern silbern in der Abendsonne. Nach insgesamt elf Stunden haben wir knapp 200 Kilometer hinter uns gebracht und sind endlich angekommen – auf Derawan Island.

3.1 Derawan – Pyjama Island

Im Pfahlhaus von Kasino beziehen wir Quartier. Große Meeresschildkröten tauchen unter unserer Hütte hindurch und Kinder planschen ausgelassen keine fünf Meter daneben im Wasser. Am Ende des Steges bereitet eine alte Frau einen Mahi-Mahi – eine Seebrasse – fürs Abendessen zu, während die ersten Fledermäuse wie große Schatten lautlos über den Himmel gleiten. Hier ist die Welt noch in Ordnung, denke ich. Doch unser Gastgeber Kasino

belehrt mich schnell eines Besseren. Seit gut sieben Jahren arbeitet der gebürtige Javanese für diverse Non Governmental Organisations, kurz NGOs, die sich für den Naturschutz Kalimantanans engagieren. Zwar gibt es an der Ostküste Borneos noch weitaus weniger Palmölplantagen als im Herzen der Insel oder auch an der westlichen Küste, doch auch hier nehmen Abholzung und Monokultivierung rasant zu. Das Problem von Derawan sind aber nicht die Ölpalmen, dafür ist die Insel viel zu klein. Kasino kämpft hier für den Schutz des Meeres und den Erhalt der Korallenriffe. „Das Problem ist das fehlende Bewusstsein der Leute. Umweltschutz ist in den Köpfen der Menschen hier einfach noch nicht angekommen.“ Das gilt für die von Palmölplantagen bedrohten Regionen Kalimantanans ebenso wie für das Sangalaki Archipel, zu dem Derawan zählt. Immer mehr Fischer greifen hier zu radikalen Methoden um ihren Fang aufzubessern. So steht Dynamitfischen leider hoch im Kurs. Das bringt zwar nicht selten einen guten Ertrag, zerstört aber auch leider radikal die einmalige Unterwasserwelt des Archipels. Korallenbänke sterben ab und hinterlassen ein totes, leeres Riff. Es dauert Jahrzehnte, bis sich hier die Natur wieder einigermaßen erholen kann. Kasino sieht das Problem in der Politik. „Viele NGOs haben zwar gute Ideen, sind aber furchtbar bürokratisch. Da wird oben etwas beschlossen, was unten gar keinen Sinn macht. Immer wieder werden Workshops angeboten, das bringt aber gar nichts. Es müssen Alternativen her. Denn wenn ein Fischer seine Familie nicht mehr auf traditionelle Weise ernähren kann, dann bringt auch ein Workshop nichts. Da muss vonseiten der Politik mehr kommen. Die sind allerdings so korrupt, da wirtschaftet sich doch jeder in die eigene Tasche.“ Kasino hofft, dass sich die Regierung für eine Erschließung des Archipels als Tauchtourismusregion stärker engagiert und so eine komplett neue Einnahmequelle für die Inselbewohner ins Spiel bringt. Doch die Tauchtouristen werden nicht kommen, wenn alle Riffe durch die Dynamitfischer zerstört worden sind. Auch hier ein Wettlauf gegen die Zeit.

Trotzdem gibt es erste Erfolge zu verzeichnen: Auf Derawan gibt es nämlich einen Schildkrötenbeauftragten. Bei Einbruch der Dämmerung patrouilliert Yussi am Strand der Insel entlang, um die Gelege der Meeresschildkröten vor Räufern zu schützen. Leider gelten die Eier der grünen Meeresschildkröte gerade in den asiatischen Ländern als Delikatesse – der Handel auf dem Schwarzmarkt floriert. Das erklärt Yussis Job. Sobald die nur etwa handtellergroßen Reptilien bei Einbruch der Nacht aus ihren oft 120 Eier umfassenden Gelegen schlüpfen und sich durch den Sand einen Weg an die Oberfläche buddeln, stellt der Ranger sicher, dass sie auch unbeschadet den Weg ins Meer finden. Hier sind sie dann auf sich alleine gestellt und der Kampf ums Überleben beginnt. Laut Yussi erreicht von 1.000 grünen Meeresschildkröten nur etwa eine das Erwachsenenalter. Das Gleichge-

wicht ist fragil und die Zukunft der friedlichen Meeresbewohner ungewiss.

Derawan ist eine kleine Insel. Hier wohnen nur etwa 300 Familien, es gibt eine Dorfschule, eine Moschee, ein paar kleine Läden, kein Auto aber zwei Mopeds. Wofür, bleibt allerdings unklar. In weniger als 40 Minuten hat man das Inselchen umrundet, und findet sich auf der einzigen Dorfstraße wieder. Ab fünf Uhr nachmittags ereignet sich hier im Dorf alltäglich ein spannendes Ritual: Noch vor der ersten Dämmerung verschwinden alle Bewohner Derawans in ihren Häusern, um sich umzuziehen. Keine 15 Minuten später herrscht wieder reges Treiben auf der Dorfstraße. Kinder toben, Frauen bereiten das Abendessen zu und die Männer rauchen gemeinsam vor ihren Häusern – jedoch haben alle eines gemeinsam: Sie alle tragen Pyjama! Besonders die niedlichen Schlafanzüge mit süßen Bärchenmotiven, kleinen Kätzchen oder knallig roten Herzen scheinen auf Derawan außerordentlich hoch im Kurs zu stehen. Ich fühle mich auf seltsame Weise overdressed, als ich gemeinsam mit Ellen ein Pfahlhäuschen aufsuche, in dem Abendessen angeboten wird. Es ist kein typisches Restaurant, sondern ein Wohnhaus im klassischen Sinne. Wir gehen durch den großen offenen Wohnraum nach hinten in die Küche und besprechen mit Ma die Speisekarte. Heute hat sie Hühnchen und Fisch im Angebot. Der Klassiker. Gemüse ist auf der kleinen Insel immer Mangelware. Wir entscheiden uns für Fisch und nehmen im Schneidersitz im Wohnzimmer Platz, während Ma und ihre Tochter sich – selbstverständlich im Pyjama – ans Kochen machen. Die beiden kleinen Söhne gesellen sich in ihren Spiderman-Schlafanzügen zu uns in den Wohnraum, um eine Karaoke-Sendung im Fernsehen anzuschauen. Unter ohrenbetäubendem Gesang essen wir unseren dampfenden Fisch, Ma hockt sich mit ihrem Teller in ihrem aprikotfarbenen Pyjama mit Pandabär-Aufdruck zu uns an den Tisch und gemeinsam wippen wir im Takt mit den Köpfen zur Karaoke-Sendung, bevor wir mit runden Bäuchen in Kasinos Pfahlhaus auf unsere Matratzen kriechen. Mein T-Shirt klebt mir am schweißnassen Rücken und für einen Moment denke ich: ein luftiger, süßer Bärchenpyjama – das wäre jetzt schön.

4. Kalimantan Timur - Unterwegs mit Fidi

Vom schrillen Klingeln meines Handys werde ich um 6 Uhr früh unsanft aus dem Schlaf gerissen. Mit gut gelaunter Stimme meldet sich Fidi, mit dem ich heute für einen Ausflug verabredet bin. Er säße bereits in der Lobby und warte auf mich. Das ist komisch, eigentlich waren wir erst für 9 Uhr verabredet – und das heißt in Kalimantan eigentlich prinzipiell eher 11 Uhr. Schlaftrunken wühle ich mich aus meinen Laken und werfe noch einen weh-

mütigen Blick auf mein Luxusbett – schließlich habe ich die vergangenen fünf Nächte auf einer modrigen Flechtmatte von anno dazumal im Regenwald verbracht, aber das kann Fidi ja nicht wissen – und schlurfe gen Lobby.

Freudestrahlend empfängt mich mein indonesischer Freund. Wir sind uns vor gut einer Woche im Norden Kalimantanans Timurs begegnet, wo Fidi geschäftlich zu tun hatte. Als Privatberater der Regierung in Wirtschaftsfragen ist es seine Aufgabe, einen Plan zu erstellen, um die abgeschiedene Region für den Tourismus zugänglicher zu machen. Wie das funktionieren soll, ist uns beiden allerdings noch ein Rätsel. Fidis eigentlicher Job aber ist eine Professur für Wirtschaftswissenschaften an der Universität von Samarinda. Und in seine Heimatstadt will er mich auch heute entführen. Fidi hüpfte wie ein wilder Flummi um mich herum, schiebt mich aufgeregt in sein Auto und schon geht die Fahrt los. Von Balikpapan nach Samarinda sind es nur gut zwei Stunden und schon nach wenigen Minuten sind wir auf einer erstaunlich guten Straße quer durch den Regenwald. Mit „erstaunlich gut“ meine ich, dass wir hin und wieder eine Spitzengeschwindigkeit von sagenhaften 60 km/h erreichen und die Schlaglöcher, die sonst groß genug sind, einen Kleinlaster darin zu versenken, hier höchstens Autos vom Kaliber eines Golfs schlucken könnten. Dennoch müssen wir einige Umwege in Kauf nehmen: Die Straße ist in den Senken von den monsunartigen Wolkenbrüchen häufig überflutet, und das unsägliche Durcheinander von Mopeds, Lastern, Bussen und Autos trägt nicht zu einer entspannten Fahrt bei. Nach gefühlten 200 Fast-Unfällen entschieße ich mich, mein Schicksal ganz in Fidis erprobte Chaosfahrkünste zu legen und lehne mich zurück. Plötzlich deutet er auf ein Bananenblatt vor uns auf dem Weg. „Da ist wohl jemand liegen geblieben!“ Ich rätsele noch über die tiefere Bedeutung seiner Worte, als wir hinter der nächsten Biegung an einem Auto vorbeirumpeln, das offensichtlich eine Reifenpanne hat. In Ermangelung eines Warndreiecks dienen Bananenblätter auf der Straße hierzulande also dazu, die nachfolgenden Verkehrsteilnehmer rechtzeitig auf das Malheur hinzuweisen. Ich bin begeistert von dieser ökofreundlichen Maßnahme, frage mich aber auch was man tut, wenn nun einmal keine Bananenstaude am Wegesrand wächst.

Schon kurz vor Samarinda macht Fidi einen Schlenker nach Links. „Ich will dir den Sultantempel von Tenggarong zeigen. Das älteste Königreich Indonesiens.“ Schon düsen wir weiter. Die Landschaft hat sich verändert und dort, wo eigentlich Bäume und Büsche wie Unkraut sprießen sollten, klaffen hässliche Löcher und erinnern an einen Schweizer Käse. Die Ostküste Kalimantanans lebt größtenteils vom Erdöl, das in rauen Mengen nach Übersee exportiert wird. Doch speziell die Region um Samarinda ist berühmt für ihr großes Kohlevorkommen. Überall wird gebuddelt und gefördert, wer keine Lizenz hat, der gräbt eben illegal. Den Raubbau sieht man

der Region leider auch an. Unzählige Förderbänder verbinden den Tagebau direkt mit der Hauptverkehrsader, dem Fluss Mahakam. Die Kohlebrocken werden so auf einen rostigen Schleppkahn verladen, der geduldig auf dem breitesten Fluss Borneos ausharrt. Von dort wird der monströse Kahn in die Mündung geschleppt, wo schon die großen Schiffe auf ihre Fracht warten. Weiter geht's nach Korea, in die USA oder nach Japan – Kalimantan lebt eben vom Export seiner wertvollen Ressourcen.

Hier an der Ostküste steckt die Palmölproduktion noch in den Kinderschuhen. Gerade einmal seit acht Jahren werden die ersten Plantagen in der Region bestellt. Das heißt, dass in diesem Jahr das erste Mal geerntet werden konnte. Noch stellt die Palmölindustrie in Kalimantan Timur keine wichtige Einnahmequelle dar. Wirtschaftsexperte Fidi ist sich allerdings sicher, dass das nicht lange so bleibt. Schließlich neigen sich die Kohlevorkommen schon dem Ende und auch das Erdöl wird nicht ewig fließen. Dann wird auch an der Ostküste der Palmölboom richtig losgehen.

Weiter geht unsere Fahrt am Flussufer entlang unter den Kohleförderbändern hindurch. Plötzlich klafft eine hässliche Wunde am Ufer: eine Brücke, die die beiden Flussseiten miteinander verbindet, liegt in Trümmern. „Die ist vor einigen Wochen eingestürzt. Dabei sind fast 300 Menschen ums Leben gekommen, dabei war die Brücke gerade einmal fünf Jahre alt. Man sagt, es war eine Fehlplanung in der Statik und der Architekt sei schuld“, weiß mein indonesischer Fremdenführer zu berichten. Im Geiste mache ich drei Kreuze, nicht mehr über die Todesbrücke fahren zu müssen - und frage mich insgeheim, ob Tagebau und Bergbau nicht auch ihren Teil zu der Katastrophe beigetragen haben. Nach weiteren anderthalb Stunden erreichen wir das eigentlich nur 26 km entfernte Tenggarong. Der Palast ist ein etwas modriges Gebäude, das nicht mehr als 50 Jahre auf dem Buckel hat und auch die Ausstellung im palasteigenen Museum ist keine große Offenbarung. Zwischen Ming-Vasen, einer stattlichen Sammlung traditionell indonesischen Kopfschmucks – selbstverständlich aus Tonkarton nachmodelliert, einer Münzausstellung, sowie einer naturkundlichen Abteilung mit schlecht präparierten Schrumpelfischen finde ich aber doch noch einen kleinen Schatz: Steintafeln aus dem fünften Jahrhundert, deren eingemeißelten Inschriften die Allmacht und Güte des alten Kutai-Königreiches preisen, das hier für insgesamt 19 Generationen ansässig war. Fidi ist traurig, keinen englischsprachigen Führer für mich auftreiben zu können, ich bin für meinen Teil froh, das modrige Tempelmuseum samt nicht minder modrig riechender Sultangrabstätte alsbald wieder verlassen zu können.

Fragt man willkürlich einen Besucher des Mulawarman-Museums in Tenggarong, was seiner Meinung nach heute das Spektakulärste in den Ausstellungsräumen sei, so wird dieser sicherlich wie aus der Pistole geschossen

mit den Worten „orang bulei“ antworten: die Weiße! Von keinem Kopfschmuck, Vase oder Schrumpelfisch wurden hier heute so viele Fotos geschossen, wie von mir. Oft heimlich aus der Hüfte mit der Handkamera, von den mutigeren Vertretern dann aber auch ganz direkt. Das läuft so ab, dass urplötzlich jemand den Arm um meine Hüfte legt, freudenstrahlend „foto silakan“ ruft, und bevor man weiß, zu welcher Kamera man sich drehen soll, geht auch schon ein wildes Geknipse los. Wichtig ist offensichtlich dabei auch, die Hand meiner Fotopartner zu halten – alle sind verzückt und bedanken sich überschwänglich und ich frage mich, in wie viele indonesische Haushalte die Orang Jerman wohl demnächst gerahmt an der Wand Einzug halten wird. Mein Fremdenführer Fidi hat seine Freude an dem Spektakel und ist sichtlich stolz, mich vor den Blicken der Menge wieder in sein Auto verfrachten zu können. „Nun zeige ich dir mein Samarinda!“

Anderthalb Stunden später kommen wir in der 26 Kilometer entfernten Hauptstadt der Provinz Kalimantan Timurs an. Das Schönste an Samarinda ist ihr wohlklingender Name – optisch macht die Kohlemetropole an der Ostküste Borneos leider nicht viel her. Ein schmutziger und trister Ort mit heillos verstopften Straßen, unzähligen streunenden Katzen und armelig zusammengeschusterten Bretterbuden. Fidi steuert auf eine Mall zu. Ich bin überrascht. Irgendwie hatte ich ein kulturell wertvolleres Ausflugsziel vor Augen. Aus Ermangelung eben dieses geht es aber nun mit meinem fröhlichen Wirtschaftsprofessor in das wohlklimatisierte Shoppingcenter, wo wir – ganz nach indonesischem Brauch – flanieren. Nach einem Eis und einer Cola habe ich somit also das Highlight Samarindas kennengelernt – und Fidi und ich treten die Rückfahrt nach Balikpapan an. Mittlerweile senkt sich die Dämmerung über die wuselige Kohlestadt und wir schlängeln uns durch das Gewirr der Straßen.

Ganze Familien sind auf nur einem Mofa unterwegs, vier Personen sind Standard, fünf keine Seltenheit. Dabei werden die schlafenden Babys einfach über die Schulter der Mutter gelegt, die größeren Kinder stehen im Fußraum zwischen Lenker und Vater. Mit meiner Familie ginge das nicht, denke ich neidisch. Besonders interessant ist aber die Vielfalt an Signalen, mit denen die Verkehrsteilnehmer kommunizieren. Die genauere Bedeutung entzieht sich größtenteils meiner Kenntnis. Es wird geblinkt, gewinkt, mit Fernlicht geblitzt und natürlich gehupt, wobei die Kombinationen der einzelnen Signale wieder völlig neue Bedeutungen zu haben scheinen. So wird nach rechts geblinkt und gleichwohl nach links mit dem Arm gewedelt. Abgebogen wird dann meist gar nicht. Hupen in Kombination mit Fernlicht zeigt an, dass man zum Überholen ansetzt, Langzeitblinken nach rechts heißt, es kommt Gegenverkehr. Und die Bananenblätter auf dem Weg, die als Warn-dreiecke dienen, haben natürlich keine Reflektoren. Das ist schlecht.

Wir nähern uns dem Suharto Hill National Park, den wir durchqueren müssen. Fidi wirkt nervös. Das erste Mal seit 12 Stunden umspielt kein Lächeln seine Lippen. „Entschuldigung, darf ich rauchen?“, fragt er mich. Natürlich darf er! Hektisch zündet er sich eine Zigarette an – und wirkt entspannter. „Zigaretten helfen, weißt du?! Hier spukt es nämlich. Ein Frauengeist, der die Autofahrer im Dunkeln vom Weg abbringen will. Ständig passieren hier Unfälle, das ist kein Zufall! Aber weil Geister aus Feuer sind, kann man sie mit der Glut der Zigarette in Schach halten“, erklärt mir mein Wirtschaftsprofessor. Dann erzählt er mir noch die Geschichte von seinem Chef – dem Direktor der Universität Samarinda. Der ist eben diese enge Straße gefahren und hat unterwegs Rast gemacht, um einen Tee zu trinken. Als er wieder einsteigen wollte, saß der Frauengeist neben ihm auf dem Beifahrersitz, und wollte nicht aussteigen. Sogar der Teeverkäufer hat sie gesehen, beschwört Fidi. Traumatisiert ist der Direktor erst viele Stunden später weiter gefahren, und prompt zum Kettenraucher geworden. Es stimmt tatsächlich: alle Autofahrer, die uns entgegen kommen, Mopedpiloten, die uns überholen, haben einen Glimmstängel in der Hand.

Nebelschwaden ziehen durch die Bäume, Vogelrufe hallen über die Baumkronen und der dichte Wald wirkt undurchdringlich und voller Mysterien. Ich glaube nicht an Geister, doch erwische ich mich dabei, wie ich einen Seitenblick auf Fidis Zigarettenschachtel werfe. Die Vierte steckt er sich gerade an, fünf sind noch in der Packung. Ich bin heilfroh, als wir 20 Minuten später die ersten Häuser von Balikpapan erreichen. Ich habe fast 13 Stunden mit Fidi verbracht, davon sicherlich zehn in seinem Auto. Eigentlich wollte er mich seinem Bekannten vom WWF vorstellen, mit dem ich über die jungen Palmölplantagen in Kalimantan Timur sprechen wollte, doch der Termin ist, wie auch schon so viele zuvor, nicht zustande gekommen. Ich habe stattdessen eine Shoppingmall in Samarinda und ein muffiges Museum in Tenggara besucht. Was unterm Strich übrig bleibt, ist eine unvergessliche Fahrt über die Schotterpisten von Ostkalimantan mit meinem Wirtschaftsprofessor Fidi, der mir Land und Leute auf seine unvergleichlich fröhliche Art näher gebracht hat. Ich habe mich keine Sekunde gelangweilt – es mag abgedroschen klingen, doch ist es so: manchmal ist eben tatsächlich der Weg das Ziel!

5. Palmölplantagen so weit das Auge reicht

Balikpapan an der Ostküste der Provinz Timur ist wohl die reichste Stadt Kalimantans – was auf die hiesige Erdölförderung zurückzuführen ist. Der Wohlstand schlägt sich auch im Stadtbild nieder. Es gibt Bürgersteige und Ampeln, die Innenstadt ist penibel sauber und überall sind Abfalleimer auf-

gestellt, in denen sogar nach Wertstoffarten getrennt wird. Mülltrennung auf Borneo; mich überrascht dieses ganz ungewohnte Umweltbewusstsein, werden doch nur 20 Kilometer weiter nördlich noch diverse Plastikabfälle ganz selbstverständlich ins Meer entsorgt oder auf offener Straße verbrannt. An einem kleinen Imbissstand finde ich nicht nur leckere Saté-Spieße, sondern auch eine Erklärung für das Phänomen: „Der Bürgermeister von Balikpapan hat spezielle Gesetze erlassen. So darf man zum Beispiel seinen Müll nicht einfach in die Gosse werfen, wird aber im Gegenzug auch mit einer Geldprämie dafür belohnt, wenn man neue Bäume oder Büsche im Stadtbereich anpflanzt“, erklärt mir ein Geschäftsmann, der seine Mittagspause am Tisch neben mir verbringt. Das Konzept ist interessant. Die Umsetzung bei genauerer Betrachtung aber leider noch recht oberflächlich. Wirft man nämlich einen Blick in die verwinkelten Hinterhöfe, türmt sich auch hier Plastikmüll meterhoch auf, Hühner picken in den Abfällen und Kinder spielen mit Katzen zwischen Plastiktüten, leeren Dosen und alten Verpackungen. Ich habe genug gesehen und beschließe, die Ostküste zu verlassen und mich in den Westen Borneos zu begeben. Denn dort, in der Region Kalimantan Barat ist die Palmölproduktion wesentlich präserter, als noch in Kalimantan Timur.

Am kleinen Flughafen von Balikpapan laufe ich früh am Morgen mit diversen weiteren Passagieren über das nebelige Rollfeld, um in eine alte Boeing zu klettern. Die Innenausstattung erinnert mich an die 80er Jahre und erklärt auch, wohin Lufthansa und Co ihre ausgemusterten Flieger verhöckert hat.

Da es in Kalimantan keine Direktverbindung von Ost- und Westküste gibt, bin ich auf einen Gabelflug angewiesen. Komischerweise scheint jede Flugverbindung auf Borneo über die Nachbarinsel Java mit ihrem Zentralflughafen Jakarta geleitet zu werden. So fliege ich also aus Borneo hinaus, um im Anschluss wieder nach Borneo herein zu fliegen. Sobald die Boeing ihre Reishöhe erreicht hat, reißt auch schon der Morgennebel auf und gibt den Blick frei auf die unter mir vorbeiziehende Landschaft von Kalimantan Central. Ich bin erschrocken. So weit das Auge reicht reihen sich in Spalier Palme an Palme aneinander und bilden ein bizarres Netzmuster, das sich über die gesamte unter mir sichtbare Landschaft zu spannen scheint. Mehrere Minuten fliegen wir so über eine riesige Palmölplantage im Herzen Borneos, bis sich eine Wolke dazwischen schiebt und gnädigerweise die Sicht versperrt. Ich bin schockiert. Zwar habe ich von den gigantischen Anbaugebieten gelesen, und bin bereits an Dutzenden kleineren Plantagen vorbei gekommen; der Ausblick aus luftiger Höhe macht die erschreckenden Ausmaße aber auf eine ganz neue und dramatische Weise deutlich.

5.1 Palmöl lohnt sich – doch der Preis ist hoch

Warum eigentlich wird die Ölpalme genau hier angebaut? Diese Palmengattung, die ursprünglich aus Afrika stammt, braucht viel Wasser und erzielt ausschließlich in einem schmalen Band zwischen dem zehnten Breitengrad nördlich und südlich des Äquators zufriedenstellende Erträge. Und hier liegt auch das Hauptproblem: Ölpalmen und tropischer Regenwald benötigen exakt dasselbe Klima.

Palmöl ist ein pflanzliches Speiseöl, das aus den Früchten der tropischen Ölpalme gewonnen wird. Nicht nur das Fruchtfleisch wird verwertet, auch die Fruchtkerne können gepresst und zu Palmkernöl verarbeitet werden. Dieser Prozess muss innerhalb von 24 Stunden nach der Ernte geschehen, da die Früchte schnell verderben. Auf Borneo wurde die ursprünglich in Afrika beheimatete Ölpalme Anfang des 19. Jahrhunderts im Zuge der Kolonisierung eingeführt. Die Früchte der Ölpalme bieten ab dem ersten Fruchtstand, der nach etwa drei Jahren eintritt, auf der Fläche eines Hektars einen Ertrag von gut zwei bis vier Tonnen Palmöl. Das entspricht etwa 4.000 bis 6.000 Litern. Hinzu kommt noch bis zu einer Tonne Palmkernöl, je nach Güte des Anbaugebietes teilweise sogar erheblich mehr. Damit hat die Ölpalme im Vergleich zu anderen Ölsaatenpflanzen wie Raps oder Soja eine bessere energetische Bilanz, denn Raps liefert im Vergleich auf einem Hektar Anbaufläche knapp über eine Tonne Öl, was ca. 1.200 Litern entspricht. Soja erzielt mit gerade einmal 600 Litern Öl pro Hektar einen noch geringeren Ertrag.

Mit dem lukrativen Anbau von der Ölpalme als Monokultur werden in Kalimantan aber auch viele Probleme geschaffen: Landraub, die Ausrottung bedrohter Arten, die Vertreibung indigener Völker und die katastrophale Lebensraumzerstörung eines primären Regenwaldes sind der Preis, den Borneo dafür zahlen muss. Dies alles betrifft uns als Deutsche unmittelbar, sind es doch auch deutsche Großkonzerne der Nahrungsmittel-, Kosmetik- oder Luftfahrtindustrie, die das Palmöl aus dieser ökologisch fragilen Region in hohem Maße für ihre Produktionen oder auch als Treibstoffzusatz verwenden, und wir als unsensible Konsumenten unterstützen dies, indem wir tagtäglich Produkte aus Palmöl in unsere Einkaufswagen stapeln oder unsere Autos mit vermeintlichem Biosprit betanken.

Auf Borneo findet das aus den Früchten der Palmen gepresste Öl kaum Verwendung, der Löwenanteil geht direkt zur Weiterverarbeitung ins Ausland. Ein wirkliches Bewusstsein der Bevölkerung bezüglich der durch die Monokulturen gegebenen Probleme ist oftmals nicht auszumachen, die korrupte Regierung fördert weiterhin den Anbau neuer, noch größerer Palmölplantagen und einzelne Großinvestoren, die überwiegend im asiatischen

Ausland zu finden sind, verdienen sich an den Ölpalmen eine goldene Nase. Eine unabhängige Kontrollbehörde gibt es nicht. Die Quintessenz ist, Borneo leidet unter der massiven Nachfrage nach Palmöl – doch wahrgenommen wird dieses Problem vielerorts leider noch nicht.

6. Mister Nokia – Connecting People

Meine indonesische Reisebekanntschaft Ellen spricht nicht nur wunderbar Englisch, sie hat mir auch den Kontakt zu einem Freund von ihr vermittelt. Pay sei genau der richtige Mann für mich an der Westküste Kalimantans. Per WhatsApp werden wir vernetzt – und ein paar Tage später sammelt mich mein neuer Freund in einem Vorort von Pontianak ein. Die Westküste ist weiträumig in den Händen der großen Plantagenbesitzer. Mehr als 60 Prozent des einstigen Regenwaldes sind in der großen Provinz von Kalimantan Barat der Monokultur bereits zum Opfer gefallen. Deshalb bin ich hier auch genau richtig.

Mit Rucksäcken und Co geht es mit Pays kleinem Moped vom Vorort Richtung City. Pontianak ist die Hauptstadt von Kalimantan Barat, hier leben eigentlich alle von der Palmölindustrie. Die einen besser, die anderen schlechter, wie man an den sehr prunkvollen, aber auch sehr heruntergekommenen Wohnhäusern ablesen kann. Pay und ich verstehen uns prächtig. Er arbeitet auch als Journalist, sein Haupteinkommen bestreitet er allerdings als Buchautor. Das ist aber nicht alles: Pay ist außerdem noch sein eigener Illustrator und Verleger – und bringt seine Werke als findiger Marketingstrategie auch noch gekonnt unter die Leute. Wie so viele Indonesier ein echter Allrounder. An meinem Hotel angekommen, eröffnet mir Pay: „Du hast ne halbe Stunde, dann haben wir das erste Interview mit einer NGO. Danach treffen wir einen Journalisten, der sich für die Rechte der Dayak einsetzt und dann müssen wir morgen früh raus, da hast du einen Termin mit dem Direktor vom WWF.“ Ich bin baff. Als ich eine halbe Stunde später wieder bei Pay aufs Moped krabbele und wir losknattern, fallen ein paar Regentropfen vom Himmel. In den Tropen nichts Ungewöhnliches – schon gar nicht in der Regenzeit. Doch der Indonesier an sich kann Regen nicht leiden, wer kann, flüchtet in sein Haus, wer Moped fährt, stellt sich unter. Wir suchen unter einem großen Wellblechüberhang Schutz, um den Guss abzuwarten. Ein anderes Moped gesellt sich zu uns, dessen Pilotin mein Freund lächelnd begrüßt. „Das trifft sich ja prima! Sumi, du musst meine deutsche Freundin kennenlernen. Vielleicht kann sie ein Interview mit dir machen?“ Sumi arbeitet als Frauenrechtlerin für eine NGO und bemüht sich, die Rechte der Frauen in den von Rodungen bedrohten Gebieten zu stärken. Natürlich will

ich ein Interview mit Sumi. Schnell tauschen wir Nummern aus und knattern mit den ersten Sonnenstrahlen weiter.

Nach Interview Nummer Zwei machen wir einen Zwischenstopp bei einer NGO zum Schutz des Weltklimas. Hier kennt Pay natürlich auch den Chef, mit dem ich zwischen Tür und Angel über Carbon Trading und die grüne Lunge unseres Planeten fachsimpel. Schon entführt mich mein Journalistenfreund zum Essen. Beim Tee gesellt sich ein Anwalt zu uns an den Tisch. Im Gespräch mit ihm erfahre ich, dass er sich für die Rechte der Indigenen Stämme einsetzt, gemeinsam mit ihnen gegen den Landraub durch die großen Ölplantagen kämpft. Ich bin perplex. Nach ewiger Recherche aus Deutschland und bestens geplanten Interviews ist kaum ein Termin zustande gekommen. Keine acht Stunden mit meinem indonesischen Freund Pay, und mir liegt ein ganzes Netzwerk aus NGOs, Aktivisten und Journalisten zu Füßen, die sich alle direkt oder indirekt mit der Plantagenproblematik zu befassen scheinen. Auf meine Frage danach, wie er das anstellt, antwortet Pay mit einem Schulterzucken und lächelt verschmitzt: „You know, I am like Nokia. Connecting people!“

7. Gunung Palung National Park

Mit dem Moped fahren Pay und ich in Pontianak zum Ufer des Kapuas Flusses, dem längsten Strom Borneos. Hier legt gleich unser Boot ab, das uns sowie knapp 20 weitere Passagiere ins südlich gelegene Sukadana bringen soll. Mir wird ein Platz in der ersten Reihe zugewiesen, die ich mir mit dem Bootsführer, seinem Compagnon und Pay teile. Der vermeintlich privilegierte Platz, der mir als besonders komfortabel Dank der größeren Beinfreiheit angepriesen wird, entpuppt sich nur 15 Minuten später als Reinfall: ein tropisches Unwetter ergießt sich über uns und wir müssen flink die Schutzplane über das Boot spannen. Nur leider ist vorne links die Halterung defekt – weshalb ich mich die restlichen viereinhalb Stunden Fahrt genötigt sehe, die Plane mit meinen Händen zu fixieren. Nach wenigen Minuten bin ich pudelnass und habe einen tauben Arm. Darüber kann auch die Beinfreiheit nicht wirklich hinweg trösten.

In Sukadana angekommen, schlendern Pay und ich zu dem einzigen Hotel des Örtchens und stellen fest, dass hier außer uns niemand wohnt. Das kann nicht an dem Preis liegen, schließlich bezahlen wir für unsere Herberge umgerechnet gerade einmal unschlagbare 50 Cent, sondern viel mehr an der Abgeschiedenheit der Region. Nach Sukadana verirren sich selten Reisende, das Städtchen wie im Dornröschenschlaf – von der Außenwelt abgeschnitten.

Unser Ziel ist der Gunung Palung National Park, der größte National-

park der Provinz Kalimantan Barat. Der 900 Quadratkilometer umfassende Park wurde 1990 gegründet – und gilt als einer der letzten Orte weltweit, wo man die scheuen Orang-Utans noch in freier Natur erleben kann. Es wird geschätzt, dass etwa fünf bis zehn Prozent der Gesamtpopulation der noch in Freiheit lebenden Orang-Utans eben hier zu finden ist. Dennoch ist der Nationalpark weitestgehend relativ unbekannt.

Am Abend treffen wir Herman. Der zierliche Mann mit dem so vertraut klingenden Namen kommt aus einem kleinen Dorf, zehn Kilometer von Sukadana entfernt. Er hat ein freundliches Gesicht, unzählige Fältchen und ein paar Zahnlücken, die zum Vorschein kommen, wenn er lacht. Und das tut er oft. Herman arbeitet als Ranger im Park und will uns morgen mit ins Basis-camp von Gunung Palung nehmen. Obwohl er im Tourismussektor arbeitet, spricht unser Guide kein Wort Englisch – und ich bin wieder einmal heilfroh, meinen Freund und Reisebegleiter Pay dabei zu haben, der ein toller Dolmetscher ist. Wir entschließen uns, drei Nächte im Öko-Camp inmitten des Regenwaldes zu verbringen, um so hoffentlich die scheuen Orang-Utans, die hoch oben in den Laubdächern der Urwaldriesen wohnen, zu Gesicht zu bekommen.

Am nächsten Morgen schäle ich mich mit dem ersten Hahnenschrei aus dem Bett, schultere meinen Rucksack und schlurfe in den kleinen Markt-laden am Ortsausgang. Pay und Herman bestücken bereits einen ausgemusterten Reissack mit diversen Lebensmitteln. Tee, Gemüse, Bananen aber vor allem Reis und Instantnudeln wandern in den Beutel. Das Camp, in dem wir die nächsten Tage verbringen werden, ist die meiste Zeit unbewohnt. Die letzten Besucher, die hier Quartier bezogen haben, waren vor gut fünf Wochen ein paar holländische Biologen. Deshalb müssen wir alle Vorräte, die wir die nächsten Tage benötigen, den Berg hinauf ins Basiscamp von Gunung Palung tragen. Herman stapelt noch ein paar Flaschen Wasser in den Beutel, schnürt auf komplizierte Weise ein Seil um den Reissack, und wirft sich das Ungetüm, welches fast ebenso groß ist, wie er selber, mit scheinbarer Leichtigkeit auf den schmalen Rücken bevor er uns zu zwei Mopeds lotst. Eine bucklige Piste hoppeln wir an saftig grünen Reisfeldern entlang, weichen hier und da einer Entenfamilie aus und fahren Slalom um Schweine, die in der Morgensonne dösen. Schließlich gelangen wir an den Fuß des Berges Palung. Hier kommen selbst die wendigen Mopeds nicht mehr vorwärts; ich stülpe mir meinen Rucksack über, ziehe meine Boots aus und wate – von einem tanzenden Mückenschwarm umringt – in den klaren Bach. Auf der anderen Seite des Gewässers erwartet mich der Nationalpark Gunung Palung mit seinem verwunschen wirkenden Berg, der von dichtem Tropenwald bewachsen ist und aus dem mysteriöse Geräusche zu mir herüber dringen.

7.1 Auf ins Camp

Was anfangs noch als ein schmaler Trampelpfad hätte durchgehen können, ist schon nach wenigen Schritten nicht mehr wirklich existent. Ranger Herman klettert ein paar Meter vor mir den Berg hinauf, mit der Machete schlägt er uns den Weg durch das schier undurchdringliche Grün frei. Der tropische Regenwald hat uns innerhalb weniger Minuten komplett verschluckt. Das Licht wird schummrig, nur hin und wieder ist einer der Urwaldriesen umgestürzt und erlaubt so dem Licht, durch das sonst geschlossene Blätterdach zu dringen. Ein natürlicher Prozess, denn nur durch die Schneise des gefallenen Baumes können im Sonnenlicht Samenkapseln keimen und frisches Grün sprießen. Je weiter wir in den Dschungel eindringen, desto mehr nimmt auch der Geräuschpegel zu. Es zirpt und schnalzt, es raselt und raschelt, wobei die lautesten Geräusche oftmals von den kleinsten Waldbewohnern, nämlich den Insekten erzeugt werden.

Herman, Pay und ich klettern drei Stunden durch das Dickicht, rutschen unter gefallenen Baumriesen hindurch, hangeln an Felshängen entlang und kriechen oft auf allen Vieren die steilen Hänge hinauf. Dabei durchqueren wir auch immer wieder einen kleinen Gebirgsfluss, dessen Lauf wir nach oben verfolgen. Bereits bei der dritten Passage bin ich es leid, meine Boots aufzuschnüren; die Schuhe und ich sind sowieso schon nass: was nicht vom Schweiß durchtränkt ist, ist dem Bachlauf oder den spritzenden Wasserfällen zum Opfer gefallen. So plansche ich in meinen Tropenstiefeln durch den wadentiefen Fluss und weiche dabei einem gut 15 Zentimeter langen Fluginsekt aus, das mit einem hubschrauberartigen Geräusch taumelnd auf mich zu fliegt. Generell tanzt Borneo, was die Erscheinungsform bestimmter Spezies angeht, größtmäßig gehörig aus der Reihe. So gibt es einzig auf dieser Insel die größte Blüte der Welt, die 100 Zentimeter messende und bis zu elf Kilogramm schwere Riesenrafflesie, deren verwesender Geruch allerdings nicht besonders betörend ist. Dafür findet man hier aber auch den kleinsten Elefanten. Das größte Insekt – eine Stabheuschrecke – misst knapp 57 Zentimeter und ist einzig auf Borneo beheimatet – überhaupt sind hier Zikaden gerne handteller groß – während das Borneo-Nashorn wiederum das weltweit Kleinste seiner Art ist.

Ich bin jedoch hauptsächlich wegen der Orang-Utans hier in Gunung Palung, den wohl berühmtesten tierischen Vertretern der indonesischen Insel. Die friedfertigen Tiere im orange-braunen Haarkleid sind Einzelgänger, die in den oft 60 Meter hohen Baumwipfeln des tropischen Urwalds leben. Hier im Nationalpark gibt es laut Rangerauskünften noch eine Population von etwa 2.500 der scheuen Primaten. Aber auch hier nimmt ihre Zahl leider immer weiter ab. Illegale Abholzung von Tropenbäumen in dem eigentlich ge-

schützten Nationalpark und auch einheimische Wilderer stellen ein großes Problem dar. Die sensiblen Tiere reagieren empfindlich auf jedwede Veränderung in ihrem Lebensraum. Schon das entfernte Surren einer Kettensäge veranlasst die „Menschen des Waldes“ wie ihr Name in der Übersetzung heißt, tiefer ins Dunkel des Dschungels zu ziehen. Doch ihre Rückzugsmöglichkeiten sind begrenzt und schwinden stetig weiter.

Immer häufiger schmiegen sich die großen Palmölplantagen von Kalimantan direkt an den wilden Regenwald und ringen ihm Tag für Tag weiteren fruchtbaren Boden ab – ganz legal und mit dem Segen der Regierung. Aber auch die illegale Rodung kostbarer Tropenhölzer durch die Dorfbevölkerung hat ernst zu nehmende Auswirkungen. Meist dringen die Holzdiebe nachts im Schatten der Finsternis in den Nationalpark ein, um die wertvollen Tropenbäume skrupellos mit ratternden Motorsägen zu fällen.

Auch die Region um Gunung Palung ist bereits ins Visier der Großplantagenbesitzer geraten. An einer Seite des Nationalparks stößt so seit Kurzem eine Palmölplantage an die Grenze des Naturschutzgebietes. Sowohl der Plantagenbau als auch die illegal operierenden Holzfäller haben bereits eine Veränderung im Verhalten der indonesischen Menschenaffen in Gunung Palung herbeigeführt. Die Orang-Utans ziehen sich so weit es geht in das Herz des Schutzgebietes zurück, sodass Öko-Touristen und Biologen die scheuen Affen immer seltener zu Gesicht bekommen.

Dreckig, verschwitzt und durstig erreichen wir schließlich das Basislager – ein Pfahlbau im traditionellen Stil. Die untere Ebene besteht aus festgetretenem Lehm Boden und dient mit ihrer offenen Feuerstelle als Kochplatz sowie Essbereich. Eine Etage höher befindet sich die Schlaf-Ebene. Wände oder gar abgetrennte Räume gibt es nicht, lediglich ein Wellblechdach schützt uns notdürftig vor den täglichen Tropenschauern. Der schmale Bach, dessen Lauf wir auf unserem Marsch bergauf verfolgt haben, fließt quasi durch das Camp hindurch, und dient als Open-Air-Bad, in dem wir uns waschen, unser dreckiges Geschirr spülen und uns die Zähne putzen.

Nach dem anstrengenden Aufstieg bin ich froh, von Herman eine Portion Nasi Goreng gereicht zu bekommen. In der Dämmerung rolle ich meine dünne Reismatte aus, spanne mein Moskitonetz über einen Dachbalken und schlafe zum Geräusch von plätscherndem Regen und zirpenden Zikaden ermattet ein.

7.2 Die Waldmenschen von Borneo

Um kurz vor fünf wache ich von dem wundersam klingenden Duett zweier Gibbons auf. Herman scheint schon lange wach zu sein, als ich mich schlaf-

trunken zu ihm an die Feuerstelle geselle und er mir einen süßen Tee in die Hand drückt. „Gibbons sind hier im Dschungel der Wecker. Wenn sie anfangen zu singen, ist der neue Tag da“, sagt unser Ranger. Wir lauschen noch eine Weile dem faszinierenden Duett, welches sich die beiden Sänger quer über die Baumwipfel gegenseitig zuschmettern, bevor wir zu einer Expedition in den tieferen Dschungel starten. Orang-Utans kann man am besten am frühen Morgen beobachten, wenn sie sich aus ihren Schlafnestern wühlen und zum Frühstück in einen der Futterbäume schwingen. Nur in den Gegenden bis zu 300 Höhenmetern finden die Orang-Utans ausreichend Früchte als Nahrung.

Herman hebt die Hand und Pay und ich bleiben gespannt stehen. Ich wage es nicht zu atmen, als es in dem Baum über mir raschelt und ich das dunkelrote Fell eines Orang-Utans erspähe. Das halbwüchsige Männchen ist mit seinem Frühstück beschäftigt und hat uns längst gesehen. Vorsorglich sucht sich der Orang-Utan einen Ast aus, der den massigen Stamm des Feigenbaumes zwischen ihn und seine Beobachter bringt, und schiebt sich von sicherem Posten eine Frucht in den Mund. Er mustert uns vorsichtig aber interessiert, bevor er behände auf den Nachbarbaum klettert. Mit seinen langen, starken Armen hangelt er sich mühelos von Ast zu Ast und ist in wenigen Sekunden aus unserem Blickfeld verschwunden. Durch den unstillbaren Durst nach immer neuen und größeren Plantagen wird der letzte Lebensraum der Orang-Utans stetig kleiner. Auch wenn es in Kalimantan einige Auffangstationen für verwaiste Affenbabys gibt oder Orang-Utans, die mit versengtem Fell und Verbrennungen den Brandrodungen für den anschließenden Plantagenanbau entkommen sind, hier aufgepäppelt werden, fehlt es vielerorts schlichtweg an Auswilderungsmöglichkeiten. Es sind keine Wälder mehr da, in die die Menschenaffen zurückkehren könnten. Die Zerstörung ihres Lebensraumes stellt die größte Bedrohung für die Orang-Utans dar. Ehemals artenreiche Regenwälder sind zu öden Wüsten, Grassavannen und monokultivierten Industrieplantagen geworden. Nach Berechnungen der Vereinten Nationen werden im Jahr 2022 etwa 98 Prozent der Regenwälder weltweit zerstört sein. Durch den Raubbau am Regenwald wird den Orang-Utans also systematisch ihr letzter Lebensraum genommen und beschleunigt das Aussterben dieser, sowie diverser anderer bedrohter Tierarten.

Die Regierung Indonesiens unterstützt den Export von Holz sowie den Palmölplantagenbau. Nachhaltige Waldwirtschaft, Umweltschutz und ökologisches Denken sind leider noch immer Zukunftsmusik für einen Staat, der zu den korruptesten der Welt gehört. Zwischen der Regierung und den Betroffenen – ganz gleich ob Mensch oder Tier - stehen die Holzkonzerne und die Palmölindustrie, für die Gewinnmaximierung erste Priorität hat.

Auf Borneo gehen die Schätzungen bezüglich der Verbreitung der Orang-

Utans recht weit auseinander. Einige sprechen von nur noch 10.000 bis 15.000 Tieren, andere gehen von einer Population von etwa 50.000 Orang-Utans aus. Auf Sumatra sind es im Vergleich gerade einmal noch 7.000 Tiere. Außer diesen beiden Inseln gibt es keine andere Region auf der Welt, in der die Tiere noch beheimatet sind. Das Umweltprogramm der Vereinten Nationen „UNEP“ deklarierte 2010 die Orang-Utans Borneos als stark gefährdet, auf Sumatra bereits vom Aussterben bedroht. Auch die Zukunft dieses jungen Affenmännchens, welches über uns im Feigenbaum frühstückte, ist ungewiss. Ich frage unseren Ranger Herman nach seiner Einschätzung zum Fortbestand der Art. „In 15 bis 20 Jahren wird es die Orang-Utans in freier Wildbahn wahrscheinlich nicht mehr geben. Der Regenwald schrumpft einfach zu schnell. Kerle wie der da oben machen sich bereit – fürs Aussterben.“

Der magische Moment, der Blickkontakt mit einem Menschenaffen in freier Natur, der zulässt, dass wir ihn bei seinem Frühstück beobachten, bekommt einen tieftraurigen Beigeschmack von Ohnmacht und Melancholie. Schweigend klettern wir zurück ins Camp und nachts, als ich auf meiner harten Matte keinen Schlaf finde, und die ersten Motorsägen hangabwärts anfangen zu kreischen, muss ich immer wieder an unseren Orang-Utan denken – der nicht ahnt, dass es seine Art wohl schon bald nicht mehr geben wird.

7.3 Sepilok – Orang-Utan Rehabilitation Centre

Sepilok im Nordosten Borneos wurde bereits 1964 als weltweit erstes Rehabilitation Center für Orang-Utans gegründet. Verwaiste Affenbabys und kranke Artgenossen werden in der Auffangstation so lange versorgt und aufgezogen, bis sie in der Lage sind, selbstständig für sich zu sorgen. Jedoch werden die gesunden Tiere selten in die freie Wildbahn entlassen – es gibt auf Borneo einfach nicht mehr genügend unberührte Waldgebiete, in denen eine ungefährdete Auswilderung möglich wäre. Die meisten Affen werden deshalb den Rest ihres Lebens im Schutz des Reservats verbringen, ein Park von 43 Quadratkilometern, der sich an den Nationalpark Kabili Sepilok Forest Resort anschmiegt. Etwa 25 Waisenkinder befinden sich derzeit in der Obhut der Tierschützer, alle größtenteils Opfer des massiven Palmölplantagenbaus oder der illegalen Abholzung von Tropenbäumen und Brandrodung, bei denen ihre Mütter umgekommen sind.

Besuchern ist es in Sepilok erlaubt, auf einem ausgewiesenen Weg den Regenwald des Rehabilitation Centers zu betreten. Ich mache mich auf den Weg und hoffe, einen der 70 Menschenaffen, die aktuell in diesem Reservat beheimatet sind, zu erspähen. Der Holzweg mündet in eine Plattform, wel-

che einen guten Blick auf die nahe Futterstelle gewährt. Kurz nachdem die Ranger Melonen, Milch und kleine stachelige Früchte, genannt „Rambutan“ ausgeschüttet haben, beginnt es auch schon in den umliegenden Bäumen zu rascheln. Nach und nach hangeln sich sechs Orang-Utans durch die Bäume, klettern an der Futterstelle geschickt den Stamm hinunter und machen sich genüsslich über die für sie ausgelegten Leckereien her.

Die sonst so scheuen Tiere sind hier an die Menschen gewöhnt und stören sich nicht an dem Publikum. Doch plötzlich werden die Affen nervös und ziehen sich in den nächsten Baum zurück. Der Grund: ein stattliches Orang-Utan Männchen. Dicke Wangenwülste rahmen das Gesicht des etwa 100 Kilogramm schweren Affen ein. „Das ist der Boss hier im Reservat. Eigentlich ein lieber Kerl, aber man darf ihn nicht unterschätzen. Orang Utans sind etwa viermal so stark wie wir Menschen“, erklärt mir der Ranger, der die Fütterung ebenfalls von der Plattform aus verfolgt. Das glaube ich ihm gerne, die langen, kräftigen Arme der Waldbewohner betragen immerhin eine beeindruckende Spannweite von knapp zweieinhalb Metern.

Wie in den zwei anderen Rehabilitationszentren in Kalimantan ist auch hier in Sepilok der Besuch der Babyaufzuchtstation strengstens untersagt. Zum einen sind die Orang-Utans sehr eng mit dem Menschen verwandt, weshalb sie sich an Krankheiten wie Tuberkulose, Cholera oder Hepatitis anstecken können. Zum anderen benötigen die jungen Affenkinder eine intensive Betreuung – und das über Jahre hinweg. Bis sie gelernt haben zu klettern, Nahrung zu finden und für das weitestgehend unabhängige Leben im Reservat bereit sind, vergehen oft 4 bis 5 Jahre. In dieser Zeit sollen sie aber auch nicht allzu sehr an den Menschen gewöhnt werden.

Sobald sich das imposante Orang-Utan Männchen in die Baumwipfel zurückgezogen hat, kommen erneut zwei jüngere Affen an die Futterstelle, um die letzten Reste Bananen und Rambutan aufzufuttern. Ich schlendere den ausgewiesenen Pfad zurück zum Parkeingang, schnipse unterwegs ein paar Blutegel von meinen Waden und denke daran, wie traurig es doch ist, dass die kleinen Primatenzöglinge und ihre gesund gepflegten Artgenossen in ein Reservat ausgewildert werden müssen – aus Ermangelung an intaktem und von menschlichen Eingriffen weitestgehend geschütztem Regenwald wie dieser auf Borneo in geradezu dramatischer Weise schwindet und somit den Lebensraum der so beeindruckenden rothaarigen Waldmenschen vernichtet.

8. Dayak – die indigenen Völker Borneos

„Guck mal, die dort, das sind Dayak“, raunt mir meine indonesische Freundin Ellen zu, als wir an einem Grüppchen von drei dunkelhaarigen,

zierlichen Frauen mit kleinen Kindern vorbei laufen. Ich kann keinen großen optischen Unterschied zu den ebenfalls zierlichen, dunkelhaarigen und generell recht ansehnlichen malaiisch-stämmigen Einwohnern Borneos feststellen. Nur hatte ich mir meine erste Begegnung mit dem Naturvolk, über das ich im Vorfeld schon Einiges gelesen hatte, irgendwie anders, ja mystischer, vorgestellt. Ellen lacht, als ich ihr meine Gedanken mitteile und ich bin ob meiner stereotypen Erwartungen selber ein wenig beschämt. Schließlich gibt es mehr als 200 verschiedene Stämme auf Borneo, die alle unter den Sammelbegriff „Dayak“ vereint werden. Einige Stämme leben selbstverständlich noch als Jäger und Sammler im Einklang mit der Natur tief im Herzen des noch vorhandenen Regenwaldes in Kalimantan Central; hier pflegen sie ihre alt überlieferten Traditionen, konsultieren vor der Jagd durchaus noch den Stammes-Hexer und bringen ihren Naturgöttern Opfer dar. Andere Dayak sind aber natürlich mittlerweile weitestgehend zivilisatorisch integriert und auch in den größeren Städten anzutreffen, wo sie sesshaft sind, Schulen und Universitäten besuchen und einem normalen Job nachgehen.

Bei dem Begriff Dayak muss ich trotzdem unweigerlich an das in der westlichen Welt verbreitete Klischee der Kopfjäger denken, die mit Macheten durch den Dschungel ziehen und ihre erbeuteten Trophäen in Form von Menschenköpfen anschließend auf Pfählen makaber aufspießen. Ein Erinnerungsrelikt aus wohl längst vergangener Zeit, das so gar nichts mit der Gruppe junger Dayak-Frauen gemein hat, die wir eben passiert haben.

„Naja, ich kann mich zumindest noch gut daran erinnern, dass wir in Pontianak einmal mehrere Wochen schulfrei hatten, weil gerade ein blutiger Konflikt zwischen den Dayak und den Einwanderern von Madura herrschte. Als es richtig schlimm wurde und die Dayak ihre Opfer sogar bis in die größeren Städte hinein verfolgt haben, blieben aus Angst, dass uns auch was passieren könnte, die Schulen zu“, erzählt mir Ellen. Besagter Konflikt ereignete sich im Januar 1997, bei dem über 600 Menschen hingerichtet wurden. Viele der Opfer aufseiten der Maduresen wurden auf traditionelle Weise geköpft, ein Kriegsritual der Dayak, das eigentlich seit Beginn des 20. Jahrhunderts als ausgestorben galt.

Dies war also mein erster Kontakt mit einer Gruppe von Dayak, den naturverbundenen Stämmen der Insel Borneo. Mein zweites Treffen sollte ganz anders verlaufen – und führte mich in das abgeschiedene Dorf Loncek des Stammes der Salako-Dayak, welches vor mir noch niemals von einem Weißen betreten worden war.

8.1 Alexander Mering – die Stimme der Dayak

Ich bin in Pontianak mit Alexander Mering verabredet. Als Treffpunkt dient eine kleine Kunstgalerie am Rande der Stadt. Ihr Besitzer heißt Zul; er hat an der Kunsthochschule von Yogyakarta studiert und zählt heute zu den bedeutendsten Malern an der gesamten Westküste Kalimantanens. Der zierliche, zurückhaltende Mann mit den lächelnden Augen, engagiert sich sehr für sein Land, er nutzt seine Kunst, um auf den fragilen Reichtum seiner Heimatinsel hinzuweisen. Ölbilder mit Motiven wie Orang-Utans, Regenwaldlandschaften, Nashornvögeln, die den Dayak heilig sind, sowie den kostbaren Drachenfischen zieren die Wände seines Ateliers.

Während ich noch vor einem Drachenfischgemälde stehe, kommt mit großen Schritten ein Mann auf mich zu: lange Koteletten, tiefschwarzer Pferdeschwanz und eine dunkle Sonnenbrille, die er sich lässig auf die Stirn schiebt, als er mir die Hand entgegen streckt: „Ich bin Alexander Mering. Aber bitte nenne mich Mering. Das ist mein Dayak-Name.“ Ich schüttele die Hand des selbstbewussten Mannes und finde ihn sofort sympathisch.

Mering ist Dayak des Stammes Iban. Er hat Journalistik studiert und schreibt für diverse Online-Zeitschriften wie auch Blogs und Printausgaben. Der engagierte Reporter ist ein wahres Energiebündel, der diverse Projekte gleichzeitig zu betreuen scheint. Das größte Anliegen des 40-Jährigen aber ist es, mittels seines Jobs auf Missstände und Ungerechtigkeiten in seinem Land hinzuweisen. Als Dayak setzt er sich insbesondere für die Menschenrechte der indigenen Völker Borneos ein, die von der indonesischen Regierung im Stich gelassen werden. Eines der Hauptprobleme: Landraub aufgrund der stetig wachsenden Palmölplantagen. „Die Dayak haben einfach keine Lobby auf Borneo. Überall wird den Indigenen das Land genommen und in Monokulturen umgewandelt. Doch wir Dayak brauchen den Regenwald, das ist unser Leben und die Wiege unserer Kultur. Desto mehr wir unsere Heimat – den Tropenwald – verlieren, desto mehr verlieren wir auch uns selber. Das können wir doch nicht zulassen!“ Der unbequeme Journalist, der unter den Dayak Kalimantan Barats ein hohes Ansehen genießt, ist der Obrigkeit der Provinz ein Dorn im Auge. Doch Einschüchterungsversuche und sogar Morddrohungen können Mering nicht davon abhalten, sich auch weiter für die Rechte der Urbevölkerung zu engagieren.

„Es gibt da ein ganz spannendes Projekt, das ich dir gerne zeigen möchte. Ein Dorf, das dagegen kämpft, von der angrenzenden Palmölplantage verschluckt zu werden. Die Idee ist super. Das solltest du mit eigenen Augen sehen!“

Dass lasse ich mir nicht zweimal sagen. Wir verabreden uns für den

nächsten Tag und ich bin schon gespannt, was mich in dem abgelegenen Dorf der Dayak erwarten wird.

8.2 Loncek Village – David gegen Goliath

Noch bis 2010 war das kleine Dorf Loncek, das sich idyllisch inmitten von sieben Hügeln an die grünen Hänge schmiegt, vollständig von der Außenwelt isoliert und auf keiner Karte vermerkt. Die nächste Stadt liegt mehr als eine Tages- und Nachtreise mit dem Einbaum von der Siedlung inmitten des Regenwaldes entfernt. Überlieferungen zufolge ließen sich die ersten Dayak hier bereits um 1910 nieder, errichteten ein traditionelles Longhouse in dem die Familien wohnten und legten ein kleines Feld an, auf dem sie Reis und Gemüse anbauten. Das indigene Volk lebte – wie für viele Dayak-Gemeinschaften üblich – völlig autark von und mit dem Tropenwald. Wie auch viele andere Dayak-Stämme fühlen sich die Salako dem Tropenwald tief verbunden. Obwohl heute viele Dayak als gläubige Christen leben, haben die Regenwaldbewohner doch die Religion ihrer Ahnen nie ganz vergessen; so verehren sie neben Jesus Christus ganz selbstverständlich ihre Naturgötter, erweisen heiligen Bäumen ihre Ehre und bringen den Erdgöttern Opfer dar. Der üppige Regenwald ist das Lebenselixier der Dayak, ihre Heimat und ihre Religion.

Mir bietet sich heute ein anderer Anblick: die Fahrt zu dem Dorf führt uns quer durch unendlich scheinende Palmölplantagen. Wie gehorsame Soldaten stehen sie in Reih und Glied in der prallen Sonne, und trotzen der tropischen Hitze. Der rötliche Boden ausgelaugt, Staub hängt in der Luft und die gespenstische Stille wird nur durch das Rattern unserer Mopeds gebrochen. Ab und an passieren wir ein wohl eilig zusammengeschustertes Sägewerk, das durch die illegale Abholzung der umliegenden Wälder beständig mit frischem Holz gefüttert wird. Der nahe gelegene Fluss ist halb ausgetrocknet und fließt als milchig braunes Rinnsal träge in seinem Bett. Durch die eingespülten Pestizide, die auf der angrenzenden Palmölplantage zur Schädlingsvernichtung eingesetzt werden, ist das Gewässer nahezu tot. Auch sonst sind keine Insekten, Vögel oder Reptilien auszumachen, alles wirkt auf seltsame Weise betäubt.

Zu dritt fahren Mering, sein fünfjähriger Sohn sowie Dorfbewohner Riko auf einem wendigen Cross-Bike voraus, Pay und ich poltern auf unserem Mitsubishi-Moped hinterher und werden bei jeder Bodenwelle unsanft durchgeschüttelt. Nach gut 40 Minuten „offroad“ erreichen wir das Dorf Loncek. Das einstige Longhouse gibt es nicht mehr. Dafür haben sich die etwa 120 hier ansässigen Familien ihre individuellen Häuschen gebaut.

Seit circa 25 Jahren rücken die Palmölplantagen beständig näher an das Dörfchen Loncek heran. Die indonesische Regierung, die sich selber als Eigentümer der Regenwälder Kalimantan versteht, verkaufte landesweit bereits unzählige Lizenzen an zahlungskräftige Großunternehmen. Besagte Lizenzen bilden die rechtlich legale Grundlage für die radikale Abholzung der Wälder zur Nutzung der Flächen für den Anbau neuer Ölpalmplantagen. Heute stehen die ersten Nutzpflanzen sowie die Bagger der Plantagenarbeiter schon direkt vor den Toren des kleinen Dorfes – und immer noch werden weitere Lizenzen ausgegeben.

Geködert durch die Zusage von einer verbesserten Infrastruktur, gut angelegten Straßen, Anschluss ans Stromnetz, Bau von Schulen und einer guten medizinischen Versorgung stimmen viele Dörfer kritiklos der Nutzung des Landes, auf dem sie seit Generationen leben, zum Plantagenbau zu. Sobald die ersten Bulldozer und Bagger das Land für die Pflanzung der Monokulturen vorbereitet haben, wird allerdings auch schnell klar, dass besagte Versprechen seltenst eingehalten werden. Auch bleibt die so oft angepriesene Umsatzbeteiligung der Dorfbevölkerung an dem Ertrag der Ölpflanzen aus.

Auch die knapp 900 Bewohner Lonceks sind bereits gezwungen, auf den angrenzenden Palmplantagen als schlecht bezahlte Tagelöhner zu arbeiten, viele bestreiten allerdings mit illegaler Abholzung und dem Verkauf von Tropenbäumen ihr karges Einkommen, um ihre Familien halbwegs ernähren zu können. Auf herkömmliche Weise kann das Dorf nicht mehr überleben: das fragile Gleichgewicht zwischen Natur und Mensch, das jahrhundertlang für die Dayak problemlos funktionierte, ist durch den Verlust des Regenwaldes unwiderruflich gestört.

Doch nun schöpft das Dorf wieder Hoffnung: gemeinsam mit Alexander Mering haben die jugendlichen Dorfbewohner ein Projekt ins Leben gerufen, das dem Dorf nicht nur finanzielle Unabhängigkeit, sondern auch Selbstbewusstsein zurückgeben soll. Ein kleines Dörfchen im Kampf gegen korrupte Regierung und Großindustrielle, wie David gegen Goliath – das hört sich dramatisch spannend an!

Ich werde mit ungläubigen Augen bestaunt, als wir in Loncek einfahren und vor Rikos Elternhaus von unserem Moped klettern. Das halbe Dorf scheint auf den Beinen, um einen Blick auf mich zu erhaschen. Innerhalb von weniger als zwei Minuten hat sich eine Menschentraube um uns gebildet. Mering lacht: „Kein Wunder, du bist die erste Weiße, die hier jemals aufgetaucht ist. Du bist die absolute Attraktion!“

Da stehe ich hier also, als erste Weiße in einem Dorf der Salako Dayak, eine Pionierin umringt von ehemaligen Kopffägern und Stammeskriegern – und kann bei den freundlichen Gesichtern, die mich anlächeln und neugier-

rigen Händen, die meine helle Haut berühren, beim besten Willen nichts anderes feststellen als Herzlichkeit und Wärme.

8.3 Kautschuk gegen Ölpalme

Nachdem wir in Rikos Haus unter den Augen der kompletten Dorfbevölkerung Durian-Mus mit Reis zu Mittag gegessen haben, führt uns der junge Salako zu einem sumpfigen Weg. Planken aus unterarmdicken Baumstämmen liegen behelfsmäßig zusammengeschnürt auf dem morastigen Pfad und sollen verhindern, in dem hüfttiefen Schlammwasser zu versinken. Akrobaten gleich balancieren wir gut 15 Minuten über die wenig vertrauenerweckende Konstruktion und kommen schließlich entgegen meiner Befürchtungen heil auf einer Plantage – inmitten des Regenwaldes an.

Was ursprünglich mit 15 Jugendlichen begann, hält mittlerweile das gesamte Dorf auf den Beinen: Riko und seine Freunde haben hier eine Kautschukplantage angelegt!

Das Land, auf dem die Kautschukplantage nun bewirtschaftet wird, ist laut Regierung als so genanntes „Forest Production Land“ deklariert, soll also landwirtschaftlich genutzt werden. Gemeinsam mit Mering haben die Dorfbewohner die Lizenz für ihre Plantage bei der Verwaltung beantragt und die Genehmigung bekommen. Auf die nächsten 25 Jahre ist dieses Fleckchen Land den Dayak von Loncek sicher – solange sie es nur bewirtschaften können. Mittlerweile wachsen gut 20.000 Bäume auf der 6 Hektar großen Plantage. Pro Hektar kann eine Menge von bis zu 30 Kilogramm Latex gewonnen werden.

Eine lukrative Einnahmequelle für das Dorf, das auf diese Weise nicht den Launen der großen Palmölplantagenbesitzer ausgeliefert ist. Trotzdem bestimmt kein Schritt, der den naturverbundenen Salako-Dayak leicht gefallen ist, denn traditionell sind die Indigenen keine Landwirte und haben im Plantagenanbau bisher auch keinerlei Erfahrung. Seitdem aber Mering sich in dem Dörfchen engagiert, hat sich einiges verändert. „Früher haben wir gegen die großen Plantagen mit Gewalt gekämpft. Da gab es ständig Konflikte und wir haben immer den Kürzeren gezogen. Mering hat uns gezeigt, dass das der falsche Weg war. Heute kämpfen wir mit Köpfchen“, erklärt mir Riko stolz.

Das Dorf hat sich für den Anbau von Kautschuk entschieden, weil diese Pflanze – ungleich der Ölpalme - auf Borneo heimisch ist. Allerdings pflanzen die Bewohner Lonceks keinen herkömmlichen Kautschuk an, sondern vertrauen auf eine Spezialzucht, die im Gegensatz zu den altherkömmlichen Sorten wesentlich schneller wächst – und nach nur zwei Jahren das erste

Mal „gemolken“ werden kann. Neben dem Plantagenbau ihres Nutzlandes legen Riko und seine Freunde aber auch eine spezielle Karte der Region an, auf der sie die heiligen Stätten ihrer Ahnen penibel einzeichnen. „Wir sind Dayak, und darauf sind wir stolz. Wir wollen unsere Kultur und unsere Tradition nicht vergessen. Deshalb schreiben wir alles auf und halten auf Karten alles fest – damit wir in Zukunft etwas in der Hand halten, wenn wir erneut um das Land unserer Urahnen kämpfen müssen“

Ein kleines Dorf von gerade einmal 900 Seelen stellt sich mutig den Ölpflanzungen ausländischer Großinvestoren in den Weg – und besinnt sich dabei noch auf seine alten Werte und Traditionen. Ich bin froh, in Loncek, diesem freundlichen Dorf ehemaliger Kopffäger, zu Gast sein zu dürfen und mit eigenen Augen zu erleben, dass es in der Landwirtschaft Kalimantans Alternativen gibt zur problembelasteten Monokultur in Form der Ölpalme. Leider ist Loncek verschwindend klein – und so wird es wohl leider auch ein Kampf gegen Windmühlen bleiben, den Riko und seine Freunde hier tagtäglich tapfer kämpfen.

9. WALHI und Co – viele NGOs und wenig Erfolg

Auf Borneo engagieren sich diverse internationale sowie nationale Nichtregierungsorganisationen für den Erhalt des kostbaren Regenwaldes, den Schutz der indigenen Bevölkerung und den Fortbestand bedrohter Arten wie Orang-Utan oder Pygmäenelefant. WALHI – Friends of the Earth Indonesia ist eine lokale NGO, die Kampagnen gegen den Einsatz von Agrargiften, für die Wahrung der Menschenrechte und vor allem zum generellen Schutz der tropischen Regenwälder durchführt. Ich treffe Pak Sumantri, den Leiter des Büros für Westkalimantan.

Genau wie für andere hier ansässige NGOs wie SAWIT Watch, Rettet den Regenwald oder Greenpeace ist auch bei WALHI die Problematik rund um die Palmölplantagen Dreh- und Angelpunkt ihrer täglichen Arbeit. Was ich schon im Dayakdorf Loncek erlebt habe, wird mir hier offiziell bestätigt: Der indonesische Staat ist korrupt, mit dem nötigen Kleingeld lässt sich noch jeder Lizenzantrag zur weiteren Abholzung von Primärwäldern für die anschließende Umwandlung in Monokulturen bewilligen. Zwar müssen die Großkonzerne vor Baubeginn ihrer Plantagenanlagen theoretisch die Einwilligung der jeweilig betroffenen Gemeinde einholen, in der Praxis wird dies allerdings so gut wie nie beherzigt. Nicht selten wachen Dorfbewohner am Morgen auf und stellen fest, dass das Land, von dem sie leben, in der Nacht von Bulldozern oder durch Brandrodung klammheimlich okkupiert wurde. Dieser illegale Prozess ist hier so selbstverständlich, dass er trauri-

gerweise sogar schon eine eigene Bezeichnung hat: Landgrabbing. Auf meine Frage hin, warum die Dorfbewohner denn nicht widersprechen, keine Rechtsmittel einlegen, zuckt Pak Sumantri müde mit den Schultern. „Die Landbevölkerung ist arm, meist sind es Dayak, die betroffen sind. Die haben natürlich vielfach Anzeige erstattet – aber das wird einfach ignoriert. Hier werden doch eh alle geschmiert, Polizei, das Gericht, Politiker und die angeblich unabhängigen Sachverständigen! Seitdem ich mich mit dem Thema beschäftige, habe ich noch nicht erlebt, dass auch nur ein Fall zugunsten der Gemeinden entschieden worden wäre. Dafür haben die Großkonzerne einfach die teureren Anwälte, die einflussreicheren Kontakte und schlichtweg das dickere Portemonnaie.“ Die Konflikte sind so natürlich vorprogrammiert und Demonstrationen und gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Dorfbewölkerung und Plantagenbetreiber sind an der Tagesordnung. Die Großkonzerne reagieren auf den Widerstand, indem sie mobile Elitetruppen der Polizei einschalten, die die Querulanten nicht selten unbemerkt ins Gefängnis verfrachten.

Der Chef von WALHI ist wie so viele andere NGOs fast machtlos im Kampf um die Rettung der Regenwälder. Eigentlich müsste in Sachen Naturschutz dringend vonseiten der Regierung mehr Unterstützung entgegen gebracht werden – bevor es zu spät ist. Doch die kommt laut Pak Sumantri aus verschiedenen Gründen meist nicht an. „Eines der Hauptprobleme besteht darin, dass die zentrale Regierung in Jakarta auf Java und die einzelnen Provinz-Regierungen hier auf Borneo so weit voneinander entfernt liegen – und zwar sowohl räumlich als auch, was ihre Ziele und Absichten betrifft. Die indonesische Regierung in Jakarta hat zum Beispiel ein Gesetz erlassen, wonach keine Torfmoorwälder mehr zerstört werden dürfen. Die lokalen Regierungen hier in Kalimantan halten sich aber kaum daran, weil sie vielerorts nicht einsehen, warum ihre Provinzen auf den materiellen Nutzen, auch wenn er nur kurzfristig ist, verzichten sollten.“

Pak Sumantri erklärt mir, dass es eigentlich ein ausgeklügeltes System gibt, welches genauestens vorschreibt, wie viele der sogenannten Umwandlungsgenehmigungen in welchen Regionen ausgegeben werden dürfen. So wird auf einer Karte auch penibel vermerkt, welche Flächen die nächsten 25 Jahre als „Plantagenland“ dienen sollen, welche Regionen als so genanntes „Nutzland“ bewirtschaftet werden können und in welchen Planquadraten das „Special Planning“ möglich ist. Was auf mich schon jetzt mehr als verwirrend wirkt, wird aber tatsächlich noch dubioser. Der eigentliche Irrwitz besteht nämlich darin, dass sich das Ministerium für Forstwirtschaft in Jakarta bei der Konzessionserteilung zur Nutzung des Landes nach einer komplett anderen Landkarte richtet, als diverse Provinzregierungen Kalimantanens. So gibt jede Instanz seine ganz eigenen Lizenzen zur Bewirtschaftung

der Flächen an diverse Großkonzerne aus – und wirtschaftet sich dabei in die eigene Tasche.

Dramatisch hierbei ist vor allem, dass bei besagter Kartografie weder der Lebensraum bedrohter Tierarten noch kulturell wichtige Orte des Landes eine Rolle spielen. So werden auch die letzten Rückzugsgebiete der Orang-Utans im Zuge des Konzessionspokers verhökert und diverse Dajakstämme gezwungen, das Land ihrer Ahnen zu räumen.

Als Letztes frage ich den Umweltaktivisten noch nach dem Nachhaltigkeits-Zertifikat des „Roundtable on Sustainable Palm Oil“, kurz RSPO. Dieses sollen Plantagen erhalten, die auf den so genannten „nachhaltigen Anbau“ ihrer Monokulturen besonderen Wert legen. Pak Sumantri verzieht die Miene. „Das ist doch alles Greenwashing! Außer dem WWF wirst du hier auf Borneo nicht eine einzige NGO finden, die dieses Nachhaltigkeits-siegel befürwortet. Aber das lässt du dir besser noch einmal vom WWF erklären und machst dir selber ein Bild.“

Ich verlasse das Büro von der Organisation WALHI mit einem ungunen Gefühl. Der Willkür, Korruption und Ignoranz der indonesischen Regierung scheint auch ein Heer an Nichtregierungsorganisationen kaum etwas entgegensetzen zu können – und die Abholzung der Regenwälder schreitet währenddessen unaufhaltsam weiter voran.

9.1 RSPO – Etikettenschwindel oder Hoffnungsschimmer?

Um der Umweltzerstörung durch den massiven Plantagenbau entgegen zu wirken, wurde auf Initiative des World Wide Fund For Nature (WWF) vor neun Jahren der „Runde Tisch für nachhaltiges Palmöl“ (Roundtable on Sustainable Palm Oil, kurz RSPO) ins Leben gerufen. Umweltverbände und Industrie wollen als zentrale Organisation nachhaltige Kultivierungsmethoden für Palmöl fördern, sich für einen sozial- und umweltverträglichen Anbau an Ölpalmen einsetzen und so die Abholzung der Regenwälder begrenzen.

Ende 2007 traten die Kriterien des RSPO für die nachhaltige Palmölproduktion in Kraft. Entsprechende Konzerne verpflichten sich so unter anderem zu Transparenz, Gesetzeswahrung, Erosionsvermeidung, Verantwortung gegenüber der Umwelt, Wahrung der Biodiversität sowie zu einem verantwortungsvollen Umgang mit den von dem Plantagenbau betroffenen Gemeinden und Individuen.

Die aktuell 301 Mitglieder des Roundtables setzen sich aus 80 Ölpalmplantagenfirmen, 7 Banken, 51 Industriekonzerne, 23 Einzelhändlern, 117 Verarbeitern und 21 Nichtregierungsorganisationen zusammen. Nach Ver-

tretern der indigenen Stämme oder Repräsentanten der hiesigen Landbevölkerung hält man am „Runden Tisch“ allerdings vergeblich Ausschau.

Die 280 Wirtschaftsunternehmen stellen somit den Löwenanteil, den verbleibenden 21 Umwelt- und Sozialorganisationen kommt also wohl kaum eine tragende Rolle zu. Der RSPO scheint daher in erster Linie ein Gremium zur Durchsetzung von Interessen der Industrie zu sein, ökologische und soziale Motive treten in den Hintergrund. Präsident des runden Tisches ist der Holländer Jan Kees Vis, seines Zeichens Abteilungsleiter bei dem Großkonzern Unilever, der mit 1,6 Millionen Tonnen pro Jahr der größte Palmöl-Konsument der Welt ist.

Als Mitglied des RSPO stellt sich Unilever als verantwortungsbewusste Firma dar, dass Wert legt auf ein Gütesiegel, welches für nachhaltiges und somit sauberes Palmöl steht. Das Problem: Monokulturen in einer derartigen Größenordnung wie auf Borneo können per se gar nicht nachhaltig sein. Die riesigen Plantagen führen nach wie vor zu Entwaldung – und konsequenterweise zum Verlust der biologischen Diversität wie sie einst noch in den hiesigen Regenwäldern gegenwärtig war. Zudem kommt es zu Überschwemmungen, schlimmeren Dürren, Bodenerosion, Gewässerverschmutzung und dem vermehrten Aufkommen von Schädlingen infolge des Zusammenbruchs eines ökologischen Gleichgewichts. Erschwerend kommt hinzu, dass die Auflagen des RSPO zu schwammig sind, wirkungsvolle Sanktionen gegen Verstöße sind nicht vorgesehen. Durch Interessenkonflikte werden die Probleme noch verstärkt: so darf die Firma, die eine RSPO-Zertifizierung anstrebt, selber das Unternehmen auswählen, welches die Prüfung durchführen soll. Einstweilige Zertifizierungen werden gar auf der Basis einer Selbsteinschätzung des Betriebes ausgegeben. Selbst Skandalkonzerne wie der asiatische Großlieferant Wilmar, der über die vergangenen Jahre mit Negativschlagzeilen Presse gemacht hat, darf sich zu den Mitgliedern des RSPO zählen – und das, obwohl bekannt ist, dass der rigoros operierende Konzern, der übrigens der Hauptlieferant von Unilever ist, in seinem Hunger nach neuen Plantagenflächen auch vor dem Einsatz von Schusswaffen nicht zurückschreckt. Dies alles zeigt, wie lax die Kriterien des RSPO in der Realität sind.

Mir kommt das alles reichlich dubios vor und ich verstehe Pak Sumantri von der Umweltorganisation WALHI. Mithilfe der Zertifikate können sich die großen Ölplantagenkonzerne eine grüne Weste kaufen, gewinnen durch das vermeintliche Öko-Siegel Sympathien beim Verbraucher – aber ändern doch nichts an der katastrophalen Umweltzerstörung und Verletzung der Menschenrechte, die mit der Bewirtschaftung der Super-Plantagen in Kalimantan einhergeht.

9.2 Der WWF – das Image bröckelt

Ich habe einen Gesprächstermin mit Hermayani Putri vereinbart. Er ist der Direktor des World Wildlife Foundation für die Region Kalimantan Barat. Die Umweltorganisation hat ihr Büro in einem hübschen frei stehenden Haus mit gepflegtem Garten samt kleinem Teich. Alles grünt und blüht, nur das Image des WWF Indonesia scheint ein wenig zu welken. Mir geht das RSPO-Zertifikat nicht aus dem Kopf, dass doch eigentlich vom WWF ins Leben gerufen wurde. Warum also setzt sich die wohl größte und einflussreichste aller Naturschutzorganisationen nicht dafür ein, dass in Kalimantan endlich die Notbremse gezogen wird?

Es fährt ein schnittiger, frisch geputzter Geländewagen vor, aus dem ein gut gekleideter Mann Mitte 40 springt. Hermayani Putri schüttelt mir die Hand – und führt mich durch die Räumlichkeiten. Wir trinken Tee aus Tassen, die mit dem Aufdruck des WWF-Pandas verziert sind, machen ein obligatorisches Pressefoto unter dem Panda-Logo an der Hauswand und tauschen Höflichkeiten aus.

Hermayani Putri ist – wie es sich für den WWF gehört – ein Befürworter des Round Table of Sustainable Palm Oil. Der charismatische Direktor erklärt mir: „Wir müssen mit der Wirtschaft an einem Strang ziehen, sonst tut sich nichts. Natürlich versuchen wir auch, die Rechte der Kleinbauern zu stärken, aber die sind ja unterm Strich auch von den großen Plantagenbauern abhängig!“ Da hat Hermayani Putri recht. Denn Kleinbauern, die auf ihren eigenen Ländereien die ertragreiche Ölpalme anpflanzen, haben selber keine Mühlen, um das Öl aus den Früchten zu pressen. Dies muss allerdings binnen 24 Stunden nach der Ernte geschehen – sonst wird das Palmöl ranzig und verdirbt. Die Kleinbauern müssen also die Großkonzerne um die Nutzung der privaten Palmölmühlen bitten, die sich die Dienstleistung selbstverständlich teuer bezahlen lassen.

Aber trotzdem wird doch die ganze Problematik ad absurdum geführt, wenn der WWF ein Zertifikat erschafft, das unterm Strich die Abholzung der Regenwälder und Ausbeutung der Landbevölkerung unter dem Deckmäntelchen der angeblichen Nachhaltigkeit befürwortet. Hermayani Putri lenkt ab und will mir erklären, welche weiteren Projekte der WWF in den von den Großplantagen bedrohten Gebieten verfolgt. Als ich auf seine Einschätzung in Bezug auf das RSPO-Siegel beharre, reißt er sich zu einer Äußerung hin: „Nun, der Prozess der Regenwaldabholzung in Kalimantan ist sowieso unmöglich zu stoppen. Wir können nur versuchen, ihn zu verlangsamen.“

Auch hier also, bei den Erfindern eines Siegels zum angeblich nachhaltigen Ölpalmenanbau, gibt es keine Hoffnung für Borneo. Ich schüttelte dem Direktor des WWF Kalimantan, der übrigens aktuell um das Bürger-

meisteramt der Hauptstadt Pontianak kandidiert, zum Abschied die Hand. Zwischen Teichanlage und schönen Blumenbeeten – am schicken Auto vorbei – bahne ich mir den Weg auf die Straße und komme nicht umhin zu denken, dass die Mitgliedschaft am RSPO und die Nähe zu Großkonzernen so unergiebig für den WWF nicht sein kann.

10. Weltklima in Gefahr

Der Regenwald, aber auch Moore, Gewässer und Meere, binden große Mengen des Treibhausgases Kohlendioxid. Die Abholzung der Wälder, die als CO₂-Speicher eine so wichtige Rolle spielen, trägt wesentlich zur Erwärmung der gesamten Erdatmosphäre bei, und wie wir schon wissen, leiden unter dem Klimawandel bereits viele Tier- und Pflanzenarten. Auch der Mensch zahlt schon die Zeche, die sich in der stark zunehmenden Zahl von Tornados, diversen Gewitterstürmen und dem Phänomen El Niño, die vor allem die subtropischen und tropischen und damit ärmeren Regionen unseres Planeten heimsuchen, ausdrückt.

Ein Hektar Regenwald speichert gut 300 Tonnen Kohlenstoff, ein Hektar Palmölplantage hingegen weniger als 40 Tonnen. Der Tropenwald nützt dem Klima also weitaus mehr. Dennoch werden tagtäglich riesige Flächen des primären Regenwaldes gerodet, um Platz für Palmölplantagen zu machen.

Zudem gasen riesige Landstriche an entwässerten Mooren in Kalimantan Kohlendioxid aus. Pro Jahr gelangen fast zwei Milliarden Tonnen des Klimagiftes aus dem Entwicklungsland Indonesien in die Atmosphäre, das ist etwa doppelt so viel wie in Deutschland. Schlimmere Klimasünder sind nur China und die USA.

11. Schlussbetrachtung

Sechs Wochen habe ich in Kalimantan mein Borneo-Abenteuer gelebt. Egal, wo mich meine Recherche auch hin verschlagen hat, wurde ich mit Wärme, Herzlichkeit und Respekt empfangen; viele meiner Wegbegleiter sind mir im Verlauf meiner Reise regelrecht ans Herz gewachsen. Indonesien ist eine junge Republik, die mit den Folgen der Globalisierung zu kämpfen hat. Zu schnell soll sich der Inselstaat entwickeln, der doch eigentlich erst einmal dafür Sorge tragen muss, dass die gut 360 hier lebenden Völker unter einer Regierung vereint werden. Korruption und Willkür sind leider allgegenwärtig – und erschweren die Arbeit von Nichtregierungsorganisation und Umweltaktivisten ungemein.

Der Kampf um den Regenwald, die indigenen Völker und den Fortbestand dutzender Tier- und Pflanzenarten ist ein Kampf gegen die Profitgier von Industrie und Wirtschaft. Die Gewinnspanne der Ölpalme ist einfach zu lukrativ, als dass der sich stetig ausdehnende Anbau dieser Nutzpflanze noch aufzuhalten wäre. So haben Orang-Utan, Pygmäenelefant und Borneonashorn ein Ablaufdatum, dem wohl kaum mehr etwas entgegen zu stellen ist.

12. Danksagung

Meine Reise nach Borneo wäre nicht möglich gewesen ohne die Heinz-Kühn-Stiftung. Vielen Dank für dieses Stipendium! Mein ganz besonderer Dank geht an Ute Maria Kilian – für ihre tolle Betreuung vor, während und nach meiner Reise ins ferne Kalimantan.

Auch danke ich meinen Freunden Johan von Mirbach und Juliane Kuhr, ehemalige Stipendiaten der Heinz-Kühn-Stiftung, die mich ermutigt haben, diesen Schritt zu gehen.

Auf Borneo wäre ich ohne meine neuen Freunde Ellen Utomo und Pay Jarot Sujarwo aufgeschmissen gewesen, die mir nicht nur die Kultur Kalimantans näher gebracht haben, sondern mir auch als tolle Dolmetscher zur Seite standen.

Außerdem möchte ich mich bei Alexander Mering, Julie Hipui Joel, Pak Sumantri, Hermayani Putera, Zul, Fidi und den vielen anderen Interviewpartnern bedanken, die sich alle auf die ein- oder andere Weise für den Umweltschutz, die Menschenrechte und Gerechtigkeit in Kalimantan einsetzen – einem Land, in dem Korruption und Ungleichgewicht leider noch allgegenwärtig sind.

Abschließend gilt mein Dank der Sagamedia GmbH, die mich für den langen Zeitraum meiner Reise entbehrt und in meinem Vorhaben unterstützt hat.

Djauh di mata – dekat di hati:

Aus den Augen – aber nicht aus dem Herzen.